

15]

Im Bauernland.

Von Johan Skjoldborg.

Per wanderte nach Norden um die Hügelreihe herum, wo sich der See befand.

Kings umher lag die gefrorene Erde mit ihren harten Knollen, jeder Knollen mit einem kleinen Häuflein Schnee auf der dem Wind entgegengesetzten Seite, so daß die Felder von Westen nach Osten mit weißen Schneestreifen dalagen.

Hier und da sah man die Außengebäude eines Bauernhofes sich im Viereck zusammenschließen wie eine Festung gegen die Winternot. Aus den Schornsteinen stieg der Rauch kerzengerade hinauf in die stille Frostluft. Ihm war es, als spüre er den Essengeruch von den Küchenherden der Höfe, an denen er nah vorbeisritt, und er mußte ein paarmal heftig schluden, beim Gedanken daran.

Er fühlte sich so sonderbar einsam. Gleichviel in welchen Hof er auch hineingehen würde, so würde man ihn, wie einen Fremden, hier in seiner eigenen Gemeinde behandeln. . . .

Aber daheim saßen Sophie und die Kinder und hatten nichts zu essen!

Nichts, um satt zu werden — Maren, Mads, Kresten, Marie und Sophie — ohne eine Brotrinde und ohne ein paar Kartoffeln.

Und er wußte nicht, woher er etwas nehmen sollte.

Er sah keinen Ausweg.

Aber es konnte zum Beispiel doch sein, daß in dem See Fische waren. Er wußte es nicht, hatte auch niemals etwas davon gehört; es war ein Einfall, der ihm plötzlich gekommen war. . . . es war doch möglich, daß dieses oder jenes Merkwürdige eintraf.

Man hatte dergleichen schon früher gehört. Es gab ja soviel Sonderbares im Leben.

Und weiter schritt er seinen einsamen Weg an den Höfen vorbei.

Maren, Mads, Kresten, Marie und Sophie!

Er hatte ein glühend heißes Gefühl in der Brust.

Er hatte die Empfindung, als sei sein Herz voller Wunden.

Er wurde müde und setzte sich auf einen gefrorenen Hügel am Wege nieder.

Dort betete er zu Gott.

Er betete um das tägliche Brot.

Für die Seinen daheim.

Und auch nur für diesen Tag.

Er wollte nichts für sich selber, wenn die daheim nur satt und froh wurden.

Maren, Mads, Kresten, Marie und dann Sophie!

Ihm ward leichter zu Mut und er schritt weiter.

Er schlug sich ein viereckiges Loch ins Eis und warf seine Schüre aus. Ihm war ganz eigen zumute, denn er war fast sicher, daß Fische dort sein würden.

Es verging eine lange Zeit.

Dann . . . !

Er wechselte die Farbe. Sein ganzes verkommenes Aussehen veränderte sich im Nu durch die warme Luft, die ihm zum Herzen strömte.

Und beim Gedanken an die Seinen daheim.

Mit glänzenden Augen betrachtete er den kleinen Barsch, der zappelnd auf dem Eise lag.

Wald fing er noch einen.

Jetzt spürte er die heißende Kälte nicht mehr durch sein dünnes verschliffenes Zeug.

Hier sah er ganz einsam als einziger Mensch auf der schneeweißen Secoberfläche, ringsumgeben von hohen Hügeln und über sich den klaren hohen Himmel — so klein wie ein winziger Punkt. Hier sah er und holte aus einer heimlichen Tiefe das tägliche Brot für die Seinen hervor.

Ganz feierlich ward ihm zumute.

Ihm war, als würde er getragen.

Und so selbstam ruhig ward es in seinem Innern.

Diese Höfe, an denen er vor kurzem vorbeisritt, diese nahen und alltäglichen Dinge — es war, als ginge ihn das

alles nichts an, als sei er dort, wo das Leben mehr Platz böte, größere Ausblicke hätte, mehr Tiefe. . . .

Er atmete leicht.

Als Per mit seinem kleinen Bündel Fische heimwärts schritt, und zu dem Hügel am Wege gelangte, wo er bei seinem Hinwege innegehalten hatte, blieb er unwillkürlich stehen.

Und er flüsterte einen Dank hinauf zum Gott des Himmels und der Erden, von dem er glaubte, daß er ihm geholfen habe.

Er mußte an den Goibykönig denken und daran, daß er wohl recht haben mochte, wenn er sagte, daß es nur eine Stätte gäbe, wo wirklich Hilfe für der Menschen Not zu finden sei. . . .

O, wie Per sich beeilte, heimzukommen. Je mehr er sich dem Hause näherte, um so schneller lief er und um so atemloser ward er.

Ein paar der Kinder standen am Hausgiebel und schauten nach ihm aus; sie liefen ihm entgegen und als sie an seiner Tasche fühlten, daß Fische darinnen waren, sprangen sie vor Freude.

Die Fische wurden auf dem Tische ausgebreitet, und die ganze Familie versammelte sich um die hübschen grünlichen Barsche mit den dunklen Streifen an der Seite und den rotgoldnen Flossen unter dem lichten Bauch.

Alle mußten sie sie anfassen.

Einen Augenblick später standen die Fische auf dem Feuer.

Die Kinder saßen währenddem ganz stumm da.

Sie blickten einander mit großen hungrigen Augen an.

Zuweilen drehten sie die Köpfe und horchten auf den prasselnden Laut aus der Pfanne, die im Ofen stand. Dort brodelte in Rauch und Dampf das Essen.

Und unentwegt mußten sie den Speichel schlucken, mit dem ihr Mund sich stets von neuem füllte.

13.

Aber die Barsche im Goibyer See bisßen nur sehr unregelmäßig an. Es war der reine Zufall, wenn er dann und wann mit einem kleinen Bündel heimkehrte.

Auf jeden Fall wurden sie nicht die ständig fließende Gnadenquelle, wie er es sich vielleicht gedacht hatte.

Und dann eines Tages kehrte er verstorben und elend heim, nachdem er viele Stunden draußen auf dem Eise in seinem dünnen Anzug zugebracht hatte.

Es ward ein langes Krankenlager.

Und es sah schlimm aus für Per und die Seinen in dieser Zeit.

Des Abends in der Dämmerung kam stets Torf-Tammes und redete ein wenig mit Per. Jedesmal erzählte er von einem Schwager, der siebenmal Lungenentzündung gehabt hatte, und Per sollte sich doch in Acht nehmen und es sei besser, daß er einen Doktor nehme, meinte Tammes, er würde wohl noch einmal bezahlt werden.

Bei jedem Besuch erzählte er von diesem Schwager, der übrigens auch Dragoner gewesen war, genau so wie Per, und dabei spuckte er einen großen Mund voll Speichel nach dem andern auf die Lehmdiele. Und es war ganz wohltuend und beruhigend für Per, Tammes gutmütige und treuherzige Stimme zu hören.

Zuweilen kam auch Jerik und stattete ihm einen kurzen Besuch ab.

Wenn Per nicht darauf achtete, beobachtete Jerik ihn sehr scharf, als wolle er die Zukunft ergründen, die Zukunft für Per und für ihre gemeinsame Sache.

„Glaubst Du, daß wir die Ohren werden steif halten können, Per?“ fragte er zuweilen.

Jerik brachte dann und wann einen Vogel mit von der Jagd, die er während der Winterzeit betrieb.

Hügel-Per und seine Familie waren die nächsten Nachbarn, und die Frau war Sophie eine große Hilfe und ging ihr getreulich zur Hand, wenn es am meisten Not tat.

Hügel-Per hielt sich Tauben, und wenn es in dieser Zeit Junge gab, sagte er zu seiner Frau:

„Nimm ein Junges mit für den da drüben; der Mensch ist ja krank!“

Per war bei den Moorleuten eine wichtige Person.

Pers Söhne, Jens und der kleine Peter, der nun schon ein fixer Bursche war, dienten in demselben Orte im Süden in der Gegend von Framstrup. Sie kamen oft nach Hause, und in dieser Zeit, wo Per krank war, brachten sie immer Geld mit.

Reisens erschienen sie am Sonntagnachmittag. Bald nach Mittag begann Sophie schon aus dem Fenster zu sehen.

Sie sah die Hoibyer Brücke hoch oben über den gefrorenen Wiesen, dort, wo der Weg sich durch die Hügel gen Süden schlängelte.

Sowie sie aus dem Fenster zu sehen begann, hesteten sich Pers Augen auf Sophies Antlitz.

Er konnte von seinem Platz im Bette aus in ihren Augen lesen, was sie sah.

Und sobald sich die Söhne weit draußen auf dem Wege zeigten, wußte Per sofort, daß sie kamen.

Sophie brauchte kein Wort zu verlieren. Er sah es an dem Lächeln um ihren Mund.

Auch die kleineren Kinder freuten sich; es war eine Aufmunterung für die ganze Familie im Moorhäuschen, wenn die beiden flinken Söhne heimkamen. Es war wie eine Votenschaft aus der Fremde, aus der Ferne, obgleich sie nicht sehr weit davon entfernt wohnten. Aber die armen Moorleute kamen niemals unter Menschen; sie hatten keine Kleider, in denen sie sich an fremden Orten hätten zeigen können.

Wie arm das Moorhäuschen aber auch sein mochte, die Kinder fühlten sich immer dahin gezogen. (Forts. folgt.)

Wereschtschagin.

Der Maler des Krieges.

Am 13. April des Jahres 1904 flog angeführt der Hafeneinfahrt von Port Arthur das russische Kanonenboot „Petrowpanlow“ in die Luft. Ein japanisches Torpedo hatte die Kessel zur Explosion gebracht. Unter den Männern, die auf diese idyllische Weise in ihrem Beruf als Krieger und Verteidiger des heiligen Rußlands den Soldatentod erlitten, war einer der wenigen Zivilisten, denen man erlaubt hatte, den Krieg in der Front selbst mitzumachen: der Maler und Schriftsteller Wassil Wassiljewitsch Wereschtschagin.

Der Name Wereschtschagin ist heute — nach zehn Jahren — keineswegs vergessen. Aber es gab Zeiten, in denen dieser Name im Munde des gesamten gebildeten Europas lebte. Die Bilder dieses Mannes sind in allen größeren Städten Europas für Tausende ein Anlaß rückhaltloser Bewunderung gewesen, ebensowohl wegen ihres Inhalts wie wegen der freien Art, mit der er jeder Technik gerecht wurde. Wie er geistig und künstlerisch ein Autodidakt in des Wortes bester Bedeutung war, so hat Wereschtschagin niemals auf ein Kunstdogma geschworen. Und wie er sich seinen Lebensweg oft abseits der großen Heerstraße in Gebieten bahnte, für deren malerische Schönheit er der Entbecker und Bekämpfer wurde, so steht er in seinem Lebenswerk als ein Einzelner und Einziger da — ohne historische Ueberlieferung, und — was für seine Kraft vielleicht noch mehr spricht — bis heute ohne Jünger.

Wereschtschagin ist 1842 im Gouvernement Nowgorod geboren. Sein Vater entstammte altem russischen Adelsgeschlecht, seine Mutter war aus dem Kaukasus, und an ihre Natur erinnert so manches in der Veranlagung des Sohnes, vor allem der starke Hang, zu reisen und fremde Gegenden zu erkunden, der dem echten Russen ferner liegt. Mit acht Jahren brachte man Wassil nach Jaroslawe Selo bei Petersburg, damit er dort in der Kadettenanstalt eine standesgemäße Erziehung erhalte. Nach Abschluß der militärischen Studien kam er auf den Dampfer „Kamtchatka“ und machte auf ihm seinen ersten Ausflug über Rußlands Grenzen hinaus. Diese Reise, auf der sich ihm ungeahnt viel Neues bot, veranlaßte Wereschtschagin, sich im Zeichnen und Malen ernstlich auszubilden. Noch einmal mußte er eine dienstliche Reise unternehmen, dann führte er seinen Entschluß aus, der militärischen Karriere ganz zu entsagen und den Versuch zu machen, sich als unabhängiger Maler und Zeichner durchs Leben zu schlagen. Glückliche Umstände gestatten ihm dann eine akademische Ausbildung in Paris, aber schon 1863 sehen wir ihn auf seiner ersten Reise in die Heimat seiner Mutter. Von dieser Reise und von einer zweiten, die er 1865 unternahm, brachte er eine Menge prachtvoller Skizzen und Entwürfe aus dem Kaukasus mit, die er später zu jenen Gemälden verwendete, die eigentlich in diesem Maße zum ersten Mal die wilde Schönheit der Gebiete zwischen dem Kaspiischen und dem Schwarzen Meere offenbarten.

Nichtungsgebend für seine Kunst wurde das Jahr 1867. In diesem Jahre war General Kaufmann zum Gouverneur von Turkestan ernannt worden und unternahm einen Zug gegen die austriatische Bevölkerung. Es war dies die erste größere Expedition in diese Gebiete und der weitaussehende General wünschte von einem Maler begleitet zu sein. Wereschtschagin betarb sich um diesen Posten und erhielt ihn. Bei dieser Gelegenheit lernte er zum ersten Male den Krieg kennen, nicht allein als müßiger Zuschauer und Schlachtenbummler, sondern als Mitkämpfer. Er war mit einer kleinen Besatzung im eroberten Samarkand zurückgeblieben und mußte längere

Zeit in einer stark bedrohten Zitadelle ausharren, als der Emir von Buchara die Stadt wieder besetzte. In dieser Zeit war er es, der das kleine Häuflein Russen immer wieder zum Ausharren anfeuernte, bis die Rückkehr des Generals Entsatz brachte.

Von dieser Expedition kam Wereschtschagin als der wieder, den später die erlaunte Welt in ihm erkannte. Er ging einige Zeit ins Ausland, besonders nach München, wo er sich eng an Horselt angeschlossen. Ungern hielt er sich im europäischen Rußland auf, er selbst hat es eingestanden, daß er unter der Spigelatmosphäre seiner engeren Heimat nicht zu leben vermochte.

Seine Bilder fanden plötzlich und aufsehenerregend den Weg zum großen Publikum. Es entspricht ganz seiner Art, daß er fast niemals einzelne Bilder auf Ausstellungen schickte, sondern eine größere Zahl seiner Gemälde zu eigenen kleinen Ausstellungen vereinigte. Und was für hundert andere ein Wagnis sondergleichen gewesen wäre, das erwies sich für ihn als das Richtige und Selbstverständliche, und das Publikum gestand ihm vom ersten Tage an das Recht der Eigenartigkeit zu.

Was sich Wereschtschagin schon gelegentlich der turkestanischen Expedition als immer wiederkehrendes, in vielen Variationen wechselndes Thema darbot, das erlangte völlig Macht über sein künstlerisches Fühlen, als er unter dem ihm persönlich naheliegenden General Sobelesoff den Türkenkrieg mitmachte. Das Schlachtfeld mit seinem Grauen, die Leiden des Marsches, die Schrecken des Feldlazarets, aber auch die Spannung eines Vorpostenrittes, die Gewitterwolke vor der Schlacht und der Raunen des Sieges — das alles enthielt ein Fluidum, bildete eine Atmosphäre künstlerischen Anreizes, von dem Wereschtschagin sich unwiderstehlich angezogen fühlte. Und so entstanden seine berühmten „Kriegsbilder“, die sich in allem und jedem von den „Schlachtenbildern“ der modernen Malerei unterscheiden. Wereschtschagin malt nicht eine Schlacht, einen Sieg, ein Schlachtfeld, sondern er gibt die Schlacht, den Sieg, das Schlachtfeld. Er gab sich nie dazu her, eine Verherrlichung angeblicher Heldentaten in der Pose historischer Malweise zu schaffen. Er schmielte die Wahrheit nicht durch ein falsches Pathos. Er fühlte nur ein Streben in sich: den Weg zur Wahrheit. Seine Bilder sollten so wahr, so bis ins Letzte hinein wahr sein, wie es nur irgend in den Grenzen der Kunst möglich war.

Hier berührt sich sein Wesen eng mit dem seines berühmten Landsmannes, mit dem er auch sonst manche Ähnlichkeit hat: mit Leo Tolstoi. Das Wort, das Tolstoi einer seiner Anklageschriften vorausgesetzt hat, in er gegen den Krieg predigt, das Wort: „Ich kann nicht schweigen!“ steht in allen Kriegsbildern Wereschtschagins als klar ausgedrückter Grundgedanke.

Jedem von uns ist eines dieser Bilder bekannt, seine „Apotehose des Krieges“. „Allen Eroberern der Gegenwart, Vergangenheit und Zukunft gewidmet“ hat Wereschtschagin darunter geiegt. Es zeigt auf zerstörtem Feld mit kahlen Bäumen eine große Pyramide aus menschlichem Gebein. Wie von Künstlerhand sorgsam aufgeschichtet, liegen diese Totenschädel übereinander geschichtet, von der breiten Basis aufstrebend bis zur schlanken Spitze. Hungerige Vögel umkreisen dieses Denkmal des Schreckens, und unter ihren Krähen kollekt mancher Schädel aus der Reihe und zerbricht am Boden.

Dieses Bild macht schon bei flüchtigen Beschauen einen tiefen, unvergesslichen Eindruck. Aber ein geradezu unheimliches Leben offenbart es, wenn man sich in seine Einzelheiten verliert. Da gewinnt plötzlich jeder dieser Schädel seine eigene Physiognomie, man glaubt, daß er sich jeden Augenblick mit Sehnem, Fleisch und Haut überziehen wird, wie die Toten auf dem Gräberfelde des Ezediel. Es liegt etwas von biblischer Grobheit und Strenge in diesem Wilde, es redet eine Sprache von solcher Anschaulichkeit des Gedankens, wie wir sie sonst von den großen Propheten des alten Bundes gewohnt sind.

Die Wahrheit, die in Wereschtschagins Bildern liegt — die ebensowenig irreführende Lichte, wie sie die Schatten dunkler färbt, — wie sie im hellen Tageslicht der Wirklichkeit fallen, — diese Wahrheit hat gerade gewirkt auf solche, die selbst Zeugen ähnlicher Vorgänge gewesen waren. Selbst der Zar Alexander ließ sich gelegentlich der Ausstellung der Bilder aus dem Krimkriege diese in das Winterpalais bringen und konnte sich lange nicht befreien von der Gewalt dieser graufigen Wahrheit, die aus ihnen sprach. „Es ist alles wahr, ganz so ist es gewesen!“ sagte er immer wieder und strafte damit alle die Lügen, die versucht hatten, Wereschtschagins Bilder als tendenziöse Entstellungen der Tatsachen zu verleumden.

Das ist es, was die Bilder Wereschtschagins jede Seele so von Grund aus aufwühlen läßt: dieser elementar zu jedem menschlichen Bewußtsein sprechende flammende Protest gegen den organisierten Massenmord! Dieser Protest ohne jede Phrase, der durch nichts wirkt als durch die nüchternen, ungeschminkte Wahrheit — durch jene Wahrheit, an deren Verschleierung viele Mächte arbeiten, die ein Interesse daran haben, daß das Gros der Menschheit diese aufreizende Wahrheit nicht kenne.

Man hat die Menschen, die solche Wahrheit zu künden wagten, verfolgt und zu Märtyrern gemacht, besonders in Rußland. Aber an zwei solche Wahrheitskinder hat man sich Zeit ihres Lebens nicht gewagt: an Leo Tolstoi und an Wassilij Wereschtschagin. Sie waren keine einzelnen, — sie waren Rußland. Jenes Rußland, von dem die Sage berichtet, „daß es schwer zu faheln, aber geschwind zu reiten sei.“

Und nicht in Russland allein wirkten diese Bilder als die „beste Verstärkung gegen den Krieg“ (Worte Wilhelms II.). Ihre Wirkung blieb sich überall gleich, überall verbreiteten sie die Erkenntnis, daß der Krieg eine Kulturhande, sei, menschenunwürdig, ein durch alle Zivilisation mitgeschleppte Fessel uralter Barbarei. Er scheute sich auch nicht, gelegentlich einen ganz bestimmten Vorgang festzuzeichnen, und England gäbe heute noch Tausende dafür, wenn jenes Bild nicht existierte, das die Erschießung der australischen Indianer zeigt, die man vor Kanonen gebunden hatte. Dieses Bild wirkt in der nicht-farbigen Reproduktion fast wie eine Photographie der Exekution, auch hier kann man dem Künstler auch nicht die geringste Fälschung oder tendenziöse Färbung nachsagen. Aber diese zweite Perspektive mit den haarstark ausgerichteten Kanonen, die imposante Regelmäßigkeit in der Aufstellung der Bedienungsmannschaft und der langgestreckte Hintergrund mit den Truppenkörpern, die das Gewehr präzentieren, — dieses Bild mit dem mathematisch-ruhigen Zug der Linien wird zum aufpeitschenden Dokument menschlicher Grausamkeit durch die Körper der in weißes Linnen gekleideten Opfer des Krieges, die sich in Todesangst vor den Kanonenschländen winden.

Aber auch die Bilder vom Schlachtfeld selbst, — jedes einzelne von ihnen! — sind unerbittliche Rufe an den Menschlichkeitsinn der Völker. Dabei bleibt die Wirkung die nämliche, ob er den Rückzug Napoleons schildert — (W. als Maler des Storken wäre ein reichhaltiges Thema für sich) — oder in drei neben einander gestellten Bildern die stumme Tragödie des vergessenen Nachpostens wiedergibt, der im Schiplapack dem weißen Tod zum Opfer fällt.

Was diesen Bildern Berechtichagins ihren Hauptwert verleiht, ist der schon beim ersten Blick gewonnene Eindruck, daß diese Proteste nicht von einer Seite kommen, die den Kampf nur vom Hörensagen kennt, und bei der Absehen und Widerspruch nur aus einem Gefühlsmoment und aus rationalen Erwägungen herkommen. Alles, was Berechtichagin geschaffen hat, trägt den Stempel unbedingter Männlichkeit an der Stirn. Er trifft die Beste des vorwärts stürmenden Kriegers so gut und so wahr wie die verzweiflungsvolle Gebärde des Sterbenden, der den letzten Lebensfunken gegen Raben und Geier verteidigt, die sich schon um ihn sammeln. Er hat eine Szene aus jener Anfangs erwähnten Verteidigung der Zitadelle von Samarkand gemalt, die mehr Ausdruck des Geldemutes und der begeisterten Entschlossenheit enthält, als sich in hundert anderen Bildern mit gleichem Sujett finden läßt. Wenn trotzdem sein Gesamtwerk eine grandiose Verfeinerung gegen den Krieg darstellt, so beweist das, wie tief im Herzen der Menschheit die Erkenntnis dessen wacht, daß die Apotheose des Krieges nie etwas anderes sein kann als das gräßliche Wahrzeichen der Zerstörung, die Schädelpyramide auf zerstörtem Felde, unter kahlen Bäumen.

Und so recht, um zu zeigen, wie wahllos der Krieg seine Opfer sucht, mußte dieser Mann als Zweihundschziger noch dem Kampfe zum Opfer fallen. Er war auf den Kriegsschauplatz geeilt, um neue Beispiele für dessen Furchtbarkeit zu sammeln, und der Krieg rächte sich und erschlug den, der seine Künstlerseele eingesetzt hatte, um dem Völkermorden ein Wehr zu setzen. Denn wir wissen von ihm selbst, daß er sich dieses Ziel gesetzt hatte. Glaubte er sich doch berechtigt, mit dem Gründer der Genfer Konvention, dem Schweizer Dumont, in Konkurrenz treten zu dürfen im Wetstreit um den Nobel-Friedenspreis. Denn — so meinte Berechtichagin — Dumonts Erfolge ließen nur auf eine Verminderung der Schrecken des Krieges hinaus, die Wirkung seiner Bilder aber sei heilsamer, die Auflehnung gegen den Krieg selbst wachzurufen — in Millionen.

Berechtichagin hat den Nobelpreis nicht bekommen. Wenn aber einmal in einer späteren, glücklicheren Zeit die Geschichte des „Krieges wider den Krieg“ geschrieben werden wird, so wird man ihm ein Blatt in dieser neuen Bibel der Menschheit widmen — als einem Propheten der künstlerischen Tat.

C. S. Klögel.

Mein Baum.

Von Emil Unger.

Daß ich meine jetzige Wohnung im „Gartenhaus“ mietete, war einem Baum zuzuschreiben, der nicht weit von meinen Fenstern entfernt, auf einer leeren Baustelle stand. Es war eine prächtige Sommerlinde im besten Alter. Ihr schöner, gerader Stamm strebte, einer mächtigen Säule gleich, kraftvoll empor und trug ein weitverzweigtes Ästwerk.

„Ein schöner Baum, nicht wahr?“ sagte die Stimme des Hausbesizers, der hinter mir stand und seine Augen bis in meine Seele zu bohren schien. Ich schrak zusammen. Dummlopf! dachte ich für mich selbst. Darf man doch beim Wohnungsuchen niemals merken lassen, was einem gefällt, sondern nur, was einem nicht konveniert. Ueber die Vorzüge einer neuen Wohnung muß man geschickt wie ein Kal hinweggleiten, um so schärfer und rücksichtsloser jedoch die wirklichen oder vermeintlichen Mängel hervorzuheben. Das war immer meine Theorie — in der Praxis handelte ich immer entgegengesetzt. So auch diesmal wieder. Es war schon zu spät, als ich es merkte. Ich hatte dem Hauswirt mein Innerstes gezeigt, war in seiner Gegenwart weich und sentimental geworden. Mindestens mit fünf Mark pro Monat würde ich diese Dummheit büßen müssen.

„Eine freundliche Aussicht, nicht wahr?“ begann mein zukünftiger Hauswirt wiederum zu bohren: „Zum Dichten wie geschaffen.“

Ich blickte ärgerlich in sein fettglänzendes Gesicht und auf den breiten, gierigen Mund, der zu einem ganz madigen Lächeln verzogen war. Das giftete mich noch mehr.

„Was Baum, was freundliche Aussicht! Auf die Wohnung selbst kommt es mir an,“ log ich und wollte gerade allerlei „Schattenseiten“ an ihr aufzählen, als mein Gegenüber sich in Postur stellte und mit feierlicher Miene mich unterbrach:

„Ich bitte Sie, mein Herr, wie können Sie so reden, Sie, ein Schriftsteller, der aus der Natur direkt schöpfen muß? Glauben Sie mir, für Sie wird der Baum eine ewig sprudelnde Quelle sein, aus der Sie tausendfältige Anregungen und Motive schöpfen können.“

„Es ist jetzt Herbst,“ war ich skeptisch ein.

„Gewiß,“ pflichtete der Besitzer lebhaft bei und sein Gesicht rötete sich in heiligem Eifer: „Gewiß, aber ein wirklicher Dichter (mit starker Betonung), ein wirklicher Dichter erntet doch zu jeder Jahreszeit.“

Er betonte das wirklich so eigentümlich, daß ich vollständig geniert wurde und keinen Einwand mehr wagte. Mein Dichtersitz bäumte sich auf wie eine junge Stute.

„Nieber zehn Mark monatlich mehr bezahlen müssen, als von diesem entsehligen Menschen dein Genie anzuweisen lassen!“ Ihre eine Stimme in mir.

„Sie haben recht, Herr Priemle,“ sagte ich kleinlaut und zwang mich zu einem betwundernden Blick auf den Kleinen diesen Mann vor mir, der bei dieser Anerkennung seiner geistigen Qualität sichtlich wuchs.

„Sehen Sie, mein Herr,“ meinte er freundlich und legte seine fleischige Hand familiär auf meine Schulter, „ich wußte ja gleich, daß ich Sie richtig eingeschätzt habe. Uebrigens, Sie dürfen sich garnicht lange bekümmern, diese Wohnungen gehen reizend ab, und das, obgleich sie fünf Mark mehr kosten wie die im anderen Flügel drüben.“

„Fünf Mark,“ murmelte ich schmerzlich, aber doch etwas erleichtert.

„Nur fünf Mark, ja,“ bestätigte der Herr, „fünf Mark, wegen des Baumes, die da drüben sehen auch den Baum nicht. Eigentlich müßte ich zehn Mark mehr nehmen, aber so bin ich nicht, bei mir heißt es: leben und leben lassen.“

„Aber hören Sie mal,“ pläzte ich nunmehr wütend heraus, „zehn Mark mehr nehmen, fünf Mark mehr nehmen, über den realen Wert einer Wohnung hinaus? Wie kommen Sie denn dazu, — der Baum geht Sie doch gar nichts an. Gar nichts, so wenig wie mich, geht er Sie an!“ brüllte ich geradezu hinaus. „Der Baum steht auf dem Nachbargrundstück und gehört uns beiden nicht.“

Ich prustete ordentlich, so hatte ich mich erregt. Herr Priemle dagegen hiedte die Daumen behaglich in die Ärmellocher seiner Weste und lächelte väterlich wohlwollend, um nicht zu sagen malignös.

„Junger Herr,“ sagte er, „nehmen Sie mir diese Anrede nicht weiter übel, ich könnte an Jahren ja Ihr Vater sein. Also: ich nehme an, Sie sind noch nicht lange in Berlin, oder haben sich überhaupt noch nicht mit Wohnungsfragen intimer befaßt, sonst müßten Sie wissen, daß die hiesigen Verhältnisse es nun mal so mit sich bringen. Der Mannsee ist auch nicht Eigentum der dortigen Hausbesizer und doch müssen Sie, wenn Sie da eine Wohnung mieten, erheblich mehr bezahlen, als in der Mulackstraße. Das ist nun mal so, glauben Sie mir.“

Ich habe die Wohnung gemietet. Vierzig Mark monatlich muß ich bezahlen, außerdem fünf Mark für die Linde — die auf des Nachbars Grundstück steht. Immer kahler war sie geworden, bis der Wind das letzte Blatt herabgewirbelt hatte. Da stand sie nun leer und traurig und reichte ihre nackten Äste wie anlagend zu dem unerbittlich grauen Winterhimmel empor. Oft blickte ich sehnsüchtig zu ihr hinüber, den Frühling abwartend, wo sie grünen und blühen und duften würde. Kürzlich stand sie morgens wie eine Brant da im weißen Schneeleide, doch bald kam der warme Tauwind und nahm ihr den Schmutz und sie weinte herzzerbrechend. Manchmal trat ich des Nachts hinaus auf den Balkon und erzählte meiner Linde von ihren Schwestern in meiner Heimat und von rotwangigen, warmbusigen Mädchen, die darunter saßen und lachten und schlichte Volkslieder sangen. Das erzählte ich meiner Linde. Dann ging ein melancholisches Summen durch ihren Stamm, ihre Äste zitterten schmerzlich und ich vernahm ihre melodische Stimme.

Vorbei . . .

Gestern bin ich aufgewacht, als es noch dämmerte. Nahe Stimmen und harte Schläge hatten mich geweckt. Von einer dunklen Unruhe erfüllt, bin ich ausgesprungen und ans Fenster gestürzt. Und dann habe ich einen Särei ausgestoßen, einen einzigen, herzwidren Schrei! Bin auf mein Bett zugekramelt und habe geweint, heiß und bitterlich, wie ein Kind. Und gestutzt habe ich und die Haare gerauft. — Da drüben, auf dem Nachbargrundstück, war eine Schar Männer damit beschäftigt, den Boden auszuschaften und — die Linde umzuhauen — die Linde den Baum — meinen Baum!

Der Schmerz wühlte mit glühendem Eisen in meiner Seele. Einen Augenblick dachte ich daran, blinde Schiffe hinüber zu feuern, um die Frevler zu verschengen, doch die Vernunft lehiet die Oberhand.

Schon sank der Baum und schlug hin, ich hörte ein donnerndes Getöse, ein Poltern und Prasseln — selbst sein Sterbelied war noch gewaltig und erhaben, mir riß es das Herz wund.

Noch eine Weile währte das brunnende Web, dann ergoß sich eine eisige Kälte in meine Brust, eine finstere Entschlossenheit irasste mir die Nerven. So begab ich mich zu meinem Hauswirt. Ich traf ihn gerade beim Rasieren. Sein Gesicht glüht einem offenen, mit Schlaglähne gefüllten Windbeutel. Er hatte mich schon im Spiegel erblickt, die kleinen Neuglein blinzten erstaunt aus dem Seifenschäum hervor.

„So früh schon, mein Lieber, was verschafft mir die Ehre?“ medelte er liebenswürdig.

„Sie wissen ganz genau, was mich zu Ihnen führt!“ knurrte ich und pflanzte mich hart neben ihm auf. Er rückte mit seinem Stuhl etwas weiter herum und sah mich zweifelnd an. Das brachte mein Blut vollends in Wallung.

„Sie haben mich getäuscht, mir eine Wohnung mit einem Lindenbaum vermietet.“

Das Gesicht des Herrn Priemle übergoß sich mit einem Hauch von Unschuld:

„Ich bitte Sie, mein Lieber . . .“

„Der Teufel hol Sie mit Ihrem Lieber . . .“ heulte ich wutgetränkt auf.

„Nicht so stürmisch, ruhige Menschen leben länger, und das mit dem Baum, ja, in unserem Kontrakt steht nichts von einer Linde.“ So sprach er und seifte sich aufs neue das Gesicht ein.

„Im Einseifen sind Sie groß,“ höhnte ich.

„Mir kommt kein Barbier ins Gesicht, ich rasiere mich schon von Jugend auf selbst. Denken Sie bloß, ich hatte schon mit fünfzehn Jahren einen forschigen Bart.“

„Kreuzdonnerwetter, was schert mich Ihr Bart!“ donnerte ich.

„Kümmern Sie sich lieber um Ihren Baum.“

„Baum?“ fragte er gebednt.

„Ja, um Ihre Linde, für die ich fünf Mark pro Monat bezahle!“

„Linde?“ wiederholte Herr Priemle, als müsse er sich erst Besinnen: „Ach so, die da hinten, ja, die gehört ja gar nicht mir, das haben Sie, als Sie mieteten, ja selbst gesagt. Die gehört dem Wäckermeister von drüben. Der Kerl ist verrückt, sage ich Ihnen, einfach verrückt! Jetzt zu bauen, jetzt, wo der Baumarkt total am Boden liegt und in Berlin 80 000 leere Bohn . . .“

„Was geht mich denn Ihr Wäckermeister an,“ leuchte ich in rasendem Born, „heute morgen ist die Linde umgehauen worden . . .“

„Um so besser,“ unterbrach mich mein Gegenüber mit unerschütterlicher Ruhe. „Mein Hinterhaus gewinnt dadurch an Wert . . .“

„Und meine fünf Mark monatlich?“ gluckte ich grimmig.

„Seien Sie froh, lieber Herr, seien Sie froh, sage ich Ihnen, daß der olle Weien weg ist, der hat bloß Licht und Luft abgeiperrt. Ihre Wohnung ist jetzt mindestens fünf Mark mehr wert. Aber,“ fügte er beruhigend hinzu, „so lange wie Ihr Kontrakt läuft, bleibt's schon beim alten Preis.“

„Sie sind ein Schuft!“ Ich brüllte es hinaus, blaurot im Gesicht und mit geballten Fäusten.

Herr Priemle war fertig mit dem Rasieren und räumte seinen Tisch auf.

„Mir geht's ebenio wie Ihnen,“ lächelte er in verzeihender Milde und fuhr sich streichelnd mit der Hand über Wangen und Kinn, „wenn ich eine halbe Stunde morgens früher aufstehen muß wie gewöhnlich, so bin ich auch nicht zu genießen.“

„Satan,“ knirschte ich zwischen den Zähnen hervor und verließ das Zimmer, die Tür krachend hinter mir zuschlagend . . .

Zagelang lief ich wie betäubt umher. Ich war krank und fürchtete das Schlimmste. Meine Wirtschaftlerin meinte, ich solle einmal zum Lehnpastor gehen und mir von ihm in die Pupillen gucken lassen, und ein Freund riet mir, zu heiraten, dann läme ich auf andere Gedanken.

Ich überhänge die Fenster, um nicht mehr die Stätte meines Glends sehen zu müssen. Und eines Abends schritt ich zum äußersten. Ich entfachte im Küchenherd ein loderndes Feuer. Düstere Verzweiflung im Herzen, sah ich trockenen Auges zu, wie die Flammen mein angefangenes Drama „Im Schatten der Linde“, sowie einen beinahe vollendeten Roman „Als die Linde blüht“, mit Heißhunger fraßen. Die Blut leckte mit widerlicher Gier auf und nieder und holte sich Blatt für Blatt, als griffe sie mit feurigen Zangen danach. Was hat's geholfen? Die Erinnerungen an meinen Baum verbrannten nicht mit. Jetzt habe ich sie sogar niedergeschrieben.

Kleines Feuilleton.

Hygienisches.

Die Belastung des Herzens. Der Mensch ist eigentlich nur so lange ganz gesund, als er nichts von seinem Körper fühlt. In jungen Jahren weiß man dies Glück gewöhnlich nicht zu schätzen. Auch ohne eigentliche Erkrankung stellen sich bei dem im vollen Getriebe stehenden Leben des Menschen Beschwerden ein, die sich körperlich fühlbar machen, auch wenn sie ihren Ursprung in einer Anstren-

gung und Ueberlastung der geistigen Betätigung haben. Das edelste Organ nächst dem Gehirn, das Herz, erhebt dann zuerst seine warnende Stimme. Wenige machen sich eine rechte Vorstellung davon, welche ungeheure Arbeit das Herz zu leisten hat, obgleich es nicht schwer ist, darüber durch eine Rechnung ins Klare zu kommen. Von der Geburt bis zum Tode fließt es zwischen 70 und 150 Zusammenziehungen in jeder Minute aus, und jede Zusammenziehung entspricht einer Arbeitsleistung, als ob es ein Gewicht von einem Kilogramm einen Fuß hoch heben würde. Man nehme nun einmal ein solches Gewicht auf die flache Hand und verjuche die Arbeit des Herzens mit dem Arm nachzumachen. Junge Leute bei voller Gesundheit und guter Ernährung spüren von ihrem Herzen in der Regel nichts, außer vielleicht in dem übertragenen Sinne, der mit dem körperlichen Organ kaum etwas zu tun hat. Wird aber das Herz durch Bleichsucht oder Gifte bedrängt oder gar zum Sitz einer entartenden Veränderung, so verliert es zum wenigsten seine Fähigkeit, eine Extrarbeit zu leisten. Die Erzählung vom gebrochenen Herzen steht nicht nur in Märchen oder Romanen, sondern auch in der medizinischen Literatur, wenn auch mit etwas anderen Worten. Häufig sind Fälle von einer Zerreißung dieses Organs freilich nicht. Es ist sogar ein Beispiel bekannt, daß ein Tier in der Erregung an gebrochenem Herzen gestorben ist. Eine Ueberanstrengung des Herzens kann durch ganz alltägliche Geisdehnisse herbeigeführt werden. z. B. wenn jemand hinter einer Straßenbahn herläuft und sich völlig außer Atem setzt. Durch Experiment sind die Zuminutungen, die durch eine solche Handlung an den Herzmuskel gestellt werden, genau ermittelt worden. Die Zahl der Herzschläge hatte sich nach dem Lauf von 78 auf 180 in der Minute und der Verbrauch an Energie auf das Doppelte gesteigert. Eine ähnliche Folge führt das stürmische Hinauslaufen auf Treppen herbei.

Aber es sind nicht allein diese willkürlichen, fast immer überflüssigen und daher auch vermeidbaren körperlichen Anstrengungen, die zur Ueberanstrengung des Herzens führen, sondern auch seelische Erregungen, insbesondere ärgerlicher Art. Besonders ist zu bedenken, daß die Wirkung sich nicht auf die Zeit beschränkt, in der die betreffende Stimmung erhalten bleibt, sondern auch in längerer Dauer nachzittert. Daraus läßt sich leicht entnehmen, daß bei häufiger Wiederholung solcher Einflüsse ein chronisches Herzleiden hervorgerufen werden kann. Ein Hygieniker hat ausgerechnet, daß ein Mensch, der täglich um 10 Uhr statt erst um Mitternacht zu Bette geht, seinem Herzen eine Arbeitsleistung von fast 150 000 Meterkilogramm im Jahr eripart. Legt er sich außerdem täglich eine halbe Stunde nieder, so bewirkt er eine weitere Entlastung des Herzens um etwa 85 000 Meterkilogramm. Auf eine Verlängerung des Schlafs wird übrigens auch von anderen berufenen Vertretern der Gesundheitspflege gedrungen, nicht nur mit Rücksicht auf das Herz, sondern insbesondere auch auf die Blutgefäße, deren Abnutzung sich gleichfalls entsprechend vermindert, so daß die Alterserweichung der Verkalkung hinausgeschoben wird.

Technisches.

Die Kathodenglühlampe ist die neueste Errungenschaft auf dem Wege zur möglichst günstigen Ausnützung der elektrischen Energie für Beleuchtungszwecke. Die Lampe wurde von dem Züricher Physiker Dr. Greinauer konstruiert, der sie in der „Electrotechnischen Zeitschrift“ beschreibt. Der Erfinder ging von der bekannten Erscheinung aus, daß bei elektrischen Entladungen zwischen zwei Elektroden im luftverdünnten Raum (Geißleröhre) eine starke Erwärmung der einen Elektrode — der Kathode — stattfindet. Durch geeignete Ausbildung der letzteren läßt sich nun die Temperatur leicht so weit steigern, daß die Kathode zum Glühen kommt und unter Umständen sogar abschmilzt. Bei dem Versuch, diese Erscheinung zur Konstruktion einer Glühlampe auszunutzen, kam Greinauer zunächst zu der sogenannten „Glühlampenröhre“. Diese besteht aus zwei Kohlefäden oder Metallfadenglühlampen, die mit ihren Spitzen durch eine Glasröhre verbunden sind und so eine einzige Vakuumröhre bilden. Wird nun ein elektrischer Strom in die Glühlampen gesendet, so gehen Entladungen von der einen Glühlampe zur anderen über. Die eine Lampe kommt dabei zum hellen Glühen, während die andere dunkel bleibt. Obwohl diese Glühlampenröhre ein vorzügliches Demonstrationsobjekt für die farbenprächtigen Luminiszenzerscheinungen bildet, wäre sie doch für Beleuchtungszwecke gänzlich ungeeignet. Greinauer stellte nur eine Glühlampe her, bei welcher die Elektroden aus einem passenderen Material bestanden. Dadurch wurde die Dauerhaftigkeit herausgeholt und auch eine bedeutende Temperatursteigerung erzielt, was wiederum einen höheren Nuzzeffekt ergab. Beim Stromdurchgang geht zunächst von den Elektrodenenden ein blaues Glümmlicht aus. Zugleich erwärmen sich die Elektroden bis zur hellen Weißglut. Das „Abdrehen“ der Lampen dauert nur wenige Sekunden.

Die wichtigsten Vorzüge der Kathodenglühlampen sind: Sie lassen sich in einfachster Weise herstellen, da vor allem das schwierige Spritzen oder Ziehen des Glühfadens fortfällt. Ferner dürfte die Stofsicherheit der Lampen gegenüber denen mit Glühfäden bedeutend höher sein. Die Wirtschaftlichkeit soll schließlich so gut sein, daß sie eine erfolgreiche Konkurrenz mit den bestehenden Systemen erwarten läßt.